



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Weer, Reinhard: Im Wendenland

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Im Wendenland

Von Reinhard Weer



on den seltsamen Blumen, die auf dem verwilderten deutschen Acker sprossen, ist die Wendenbewegung wohl der seltsamsten und unerfreulichsten eine. Man hat ihr gegenüber von Reichsseite zunächst die Politik angewandt, sie zu ignorieren, dann, sie ins Lächerliche zu ziehen, wozu sie in der Tat herausfordert, und erst als diese beiden Verfahrensarten die Bewegung nicht niederzuhalten vermochten, ging man dazu über, sie sachlich zu werten und ihr mit sachlichen Gründen entgegenzutreten. Im gegenwärtigen Zeitpunkt liegt besonderer Anlaß, sich mit der Wendenfrage zu beschäftigen, insofern vor, als die Bewegung auf einem Kulminationspunkt angekommen zu sein scheint. Eine programmatische Rundgebung des wendischen Nationalausschusses hat vor kurzem dessen Ziele klar umschrieben; an Einzelsforderungen waren da unter anderen diese genannt: Vereinigung aller Ober- und Niederlausitzer Wenden zu einem selbständigen Staate, in dem alle Beamten vom Fürsten oder Präsidenten bis herunter zum Polizeidiener wendisch als Muttersprache sprechen müssen; Berufung eines wendischen Parlaments, Einführung der wendischen Sprache bei Post, Eisenbahn, Gericht und allen anderen Behörden, Aufstellung eines wendischen Volksheeres, Einrichtung wendischer Schulen und Seminare. Das klingt gewiß sehr vermessend aber nicht unideal, erweckt es doch den Anschein, als bildeten kulturelle Bestrebungen die Quintessenz der Bewegung. Solcher Verschleierung gegenüber ist es angebracht, die wahren Untergründe der wendischen Wünsche mit Rücksichtslosigkeit aufzudecken und uns wie der Entente ins rechte Licht zu rücken: *hinc illae lacrimae!*

* * *

„Barth ist aus Paris zurück. Er bringt gute Botschaft mit.“ Unter solcher Verheißung sandte der Wendische Nationalausschuß seine Einladungsflugblätter ins Land. „Er spricht am Sonnabend in den Sälen des Hotels „Zur Krone“ in Bautzen über die wendischen Angelegenheiten. Wenden und Wendinnen von Stadt und Land sind dazu freundlichst eingeladen.“ Auch mir trug der Zufall dieses in wendischer Sprache verfaßte Flugblatt auf den Tisch. Ich traf spät in der Nacht in Bautzen ein und konnte an einem kleinen privaten Vorspiel: stundenlangem Suchen nach einem Quartier in den überfüllten Hotels, erkennen, wie sehr Barths Einladung „gezogen“ hatte.

Die Versammlung fand am nächsten Morgen statt. An die dreitausend Wenden, fast ausschließlich Bauern aus der Umgebung von Bautzen, füllten den harmlos mit patriotischen Fähnchen geschmückten Saal, in dem über die Abkehr von schwarz-weiß-rot und grün-weiß verhandelt werden sollte. Man sah eckige, rissige Bauern- und runde Frauengesichter; ziemlich viel Mädchen waren in Tracht mit schwarzer Haube und besticktem Seidenstreifen unter dem Kinn. Und Barth berichtete. Wie er nach Paris und zurück gekommen ist, nachdem die deutsche Regierung ihm den Paß verweigert hatte, das verriet er nicht. Hat er da etwas zu verbergen? Hat er sich des Reiseweges durch die Luft bedient, oder hat ihn sein Freund Masaryk von Prag aus nach Paris fahren lassen?

Dreitausend Wenden und Wendinnen spitzen die Ohren, zu hören, was er aus Paris an neuer Botschaft mitbringt. Der kleine Mann mit dem starken schwarzen Schnurrbart im gelben Slawengesicht spricht wendisch. Er ist ein guter Redner, der zu paßen versteht: völlig frei spricht er, und starke, sichere Gestikulationen unterstreichen seine Worte. Es ist klar, daß ehrgeizige Gedanken im Schädel dieses Bauernsprößlings, der Politiker wurde, rumoren: in das alte Bautzener Schloß, die Ortenburg, als Staatsoberhaupt einzuziehen, ist ihm letztes Sehnsuchtsziel seiner wendischen Selbstständigkeitspropaganda. Nach einer anderen Version soll der bisherige Bautzener Stadtverordnetenwortführer Dr. Ger-

mann zum wendischen Staatspräsidenten ausersehen sein, doch würde wohl auch in diesem Falle Barth die ausschlaggebende Rolle spielen. Er hält nach dem, was er bei der Pariser Konferenz von den Entente-Bevollmächtigten gehört hat, die Aussichten seiner Sache für günstig. Man habe ihm zugesichert, so meldet er der Versammlung, daß den Lausitzer Wenden ihr berechtigter nationaler Anspruch auf Selbständigkeit erfüllt werden solle. Es sei den Wenden das Recht zugestanden worden, eigene Vertreter zur Friedenskonferenz zu entsenden; damit sei schon dokumentiert, daß die wendische Frage nicht als deutsche innerpolitische Angelegenheit, sondern als internationale angesehen werde. Die kürzliche Meldung eines Prager Blattes, daß die Ententestaaten und besonders England den wendischen Wünschen ablehnend gegenüberständen, bezeichnet er als falsch und ganz aus der Luft gegriffen. Man erfährt nicht, mit welchen Ententegöttern zweiten oder dritten Grades er verhandelt hat, aber er weiß zu erzählen, daß Wilson die von jenen gemachten Zusagen durch einen Handschlag bekräftigt habe. Auch die gesamte Presse der Ententeländer trete rückhaltlos für seine Forderungen ein. Dann kommt für einen Augenblick der Pferdefuß der wendischen Selbständigkeitswünsche zum Vorschein: allgemeines Bravo antwortet ihm auf die Eröffnung, daß einer selbständigen Wendei kein Anteil an der Kriegsentschädigung auferlegt werden solle. Es betrübt und ernüchtert, zu erkennen, wie hinter einer idealistischen Maste Wünsche so realer Art lauern, die allein Ausgangspunkt der Bewegung und Quelle ihrer werbenden Kraft sind. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Für die wendischen Kriegsgefangenen will Barth bereits Ausnahmevergünstigungen erzielt haben; er hofft zuversichtlich, ihre baldige Rückkehr in die Heimat durchsetzen zu können. Eine selbständige Wendei braucht, wie er weiter ausführt, für ihre Industrie und Landwirtschaft nichts zu fürchten: die Entente gewähre alle Sicherheiten, daß Gewerbe und Industrie mit Rohmaterial und Aufträgen ausreichend versorgt und daß den Landwirten dieser fruchtbaren Gegenden ihre Produkte auch außerhalb der zukünftigen wendischen Landesgrenzen abgenommen würden. Letzteres kann er allerdings leicht versprechen: das landarme, bevölkerungsreiche Sachsen ist von jeher darauf angewiesen, Lebensmittel zu nehmen, wo es sie nur irgend bekommen kann; es wird in Zukunft noch mehr auf solches Zusammenraffen angewiesen sein, wenn die jetzt verschlossenen Tore der Provinz Posen, aus der es die meisten Vorräte bezog, ihm nicht bald wieder geöffnet werden. Von dem deutschen Sozialismus jedweder Schattierung will Barth nichts wissen, und zumal Sachsen ist ihm zu rot geworden; alle Sozialisierungsbestrebungen, mögen sie auch noch so gemäigt und berechtigt sein, flößen ihm Grauen ein (man merkt wieder den Pferdefuß!). Diese Sorge scheint sehr an den Haaren herbeigezogen, denn die Regierung Gradnauer neigt auf diesem Gebiete ganz und gar nicht zu waghalsigen Experimenten. Aber er ist so gnädig, zu versprechen, daß die Wenden auch in Zukunft mit den Deutschen in der Lausitz gute Nachbarschaft halten wollen. „Es lebe unser Präsident Barth!“ Hat es einer gerufen? Nein, so weit gingen sie doch nicht, Barth sieht auch einstweilen gar zu wenig präsidentlich aus, selbst gemessen an den geringen Anforderungen, die man heutzutage nach dieser Richtung stellt. Aber große Ovationen wurden ihm von seinen Bauern zuteil, während die Klänge der wendischen Nationalhymne, von dreitausend Stimmen nicht unschön gesungen, in den Rauch und Dunst unter der Decke emporstiegen und die schwarz-weiß-roten und grün-weißen Papierfähnchen der Saaldekoration in leise, zitternde Bewegung brachten. Und man beschloß auf Antrag eines Niederlausitzers, der Pariser Konferenz „Dank und Anerkennung“ auszusprechen. (Die wird sich sehr geehrt fühlen!) Womit bewiesen wurde, daß ihr doch immer noch rechte Deutsche seid, ihr Wenden, mehr als ihr glaubt und es wahr haben wollt. So dankt der Hammel den versammelten Raubtieren, die, ehe sie ihm den Rest geben, sein Bließ verteilen.

* * *

Am Gebel der wendischen Bewegung steht der wendische Nationalausschuß mit Barth, Bryl und Deutschmann an der Spitze. Er versteht in sehr geschickter Weise die wendische Volksseele zu bearbeiten, wobei ihm zustatten kommt, daß diese bäuerliche Bevölkerung wenig selbständig denkende kritische Köpfe aufzuweisen hat. Wie alle Absonderungsbestrebungen, die in der deutschen Not der letzten Wochen und Monate hervortraten, wurzeln auch die wendischen nicht so sehr in idealen und kulturellen Wünschen, die freilich geßfissentlich betont und immer wieder hervorgehoben werden, als in solchen sehr realer Art oder, um es ganz offen zu sagen, in brutal selbstsüchtigen Wirtschaftsinteressen, deren wenig schöne Nacktheit nur mangelhaft durch das dünne Mäntelchen kultureller Begleitforderungen verhüllt wird. Wenn man die Triebfeder französischen Handelns, wie behauptet wird, sehr oft in einem „Cherchez la femme!“ zu erblicken hat, so wird der Richterpruch späterer Zeiten der deutschen Menschheit von heute — welchen Stammes und welcher Blutmischung sie auch sei — ein vielleicht erheblich mehr gravierendes „Cherchez la monnaie!“ nachrufen und mit hartem Wort vermelden, daß ihr der krasseste Mammonismus tiefster Wesenstrich, teuerster Gözendienst und letzte Richtschnur alles Handelns war. So auch bei den Wenden, die jetzt auf einmal deshalb nicht mehr Deutsche sein wollen, weil sie durch solche Abkehr von ihrem alten Vaterland den Lasten der Kriegsschädigung zu entgehen hoffen. Beklagenwerte Reichsflucht eines ganzen Volksstammes, dem sein Hab und Gut teurer ist als sein Deutschtum, an dem er früher selbst nie gezweifelt, geschweige denn gerüttelt hat. Wenn früher einmal wendische Forderungen geltend gemacht wurden, so handelte es sich dabei stets um Wünsche kultureller Art, Fragen wie die eines wendischen Sprachunterrichts in den Schulen oder eines wendischen Gottesdienstes in den Kirchen. Auch dem neu-deutschen Sozialismus, den sie nicht weniger fürchten als die Kriegsschädigung, hoffen die Wenden durch eine Loslösung vom Reiche zu entgehen. Der wendische Bauer hängt mit allen Fasern an seinem Besitz und sucht ihn sich mit Zähigkeit zu erhalten. Diese wenig ehrbaren Beweggründe haben sogar deutschstämmige Bewohner der Lausitz veranlaßt, sich der wendischen Bewegung anzuschließen. Die nationalwendische Bewegung hat so etwas von einer allgemeinen Agrarierbewegung angenommen, der die neuen politischen Verhältnisse in Reich und Einzelstaaten ein rotes Tuch sind. Die innerpolitischen Schwierigkeiten der neuen deutschen Regierung und ihre mangelnden Erfolge der Entente gegenüber haben diesem neuen Bauernbund seine Agitation erleichtert. Leider hat die neue sächsische Regierung den schweren Fehler begangen, die Bildung von Bauernräten, die in der Wende unbedingt notwendig waren und jetzt vielleicht als Werkzeug gegen Barth und den in seinem Sinne tätigen Nationalausschuß verwandt werden könnten, zu verhindern und nur Arbeiter- und Soldatenräte anzuerkennen, die in diesem vorwiegend bäuerlichen Gebiet zur Ohnmacht verurteilt sind. Von den Plänen der neuen Regierung hat besonders der auf eine Trennung von Kirche und Staat hinielende, mit dem auch in Sachsen viel und ungeschickt in der Luft herumgesucht worden ist, fördernd auf die Sache der wendischen Separatisten eingewirkt. Es ist bei den Wahlen zur Nationalversammlung vorgekommen, daß in rein evangelischen Bezirken der Wende eine beträchtliche Stimmenzahl auf das Zentrum entfiel, weil die Wähler allein von dieser Partei eine Wahrung des kirchlichen Ansehens erwarteten. Weiter spielen geschichtliche Gründe eine Rolle (wenn auch mehr in den programmatischen Kundgebungen als in den Köpfen), so die Behauptung, daß Wende und Lausitz uraltes slawisches Gebiet seien, ferner die Ansicht, daß die Abdankung des Hauses Wettin, an dem die Wenden stets in Treue geblieben haben, gefördert werden sollte der wendischen Lande an Böhmen zur Rechtsfolge haben. Gefördert werden solche auf ihre Richtigkeit wohl nur an der Hand von historischem Material aus den Staatsarchiven nachzuprüfenden Meinungen durch die katholische Geistlichkeit des Landes, die ihre Ausbildung in Prag zu erhalten pflegt und einen festen Bestand von Sympathien für Slawen- und Tschechentum und auf der anderen Seite Mißtrauen und Ubelwollen gegen alles Deutsche von dort mitbringt. Überhaupt

laufen zahlreiche Fäden aus den beiden Lausitzen ins böhmische Land hinüber: persönliche Beziehungen zwischen den führenden Köpfen sind sehr in Pflege — man spricht von naher Bekanntschaft oder gar Freundschaft Barth's mit dem sicher ungleich bedeutenderen Masaryk —, und Ehen zwischen Wenden und Tschechen sollen keine Seltenheit sein.

Die preußische und mehr noch die in erster Linie von den wendischen Lösungsbestrebungen betroffene sächsische Regierung müssen alles daran setzen, dem wendischen Vorgehen den Wind aus den Segeln zu nehmen, ehe eine Anerkennung des selbständigen Wendenstaates durch die Entente die Abspaltung dieses Volksteiles und der von ihm bewohnten schönen und fruchtbaren Landschaft besiegelt. Zögernde Vorsichtsmaßregeln sind schon und werden zurzeit noch getroffen. So fanden gerade während meiner Anwesenheit in Bautzen in dem alten Schloß, der Ortensburg, Verhandlungen zwischen sächsischen Regierungsvertretern und der wendischen Bevölkerung statt, wobei diese durch Lehrer, Geistliche beider Konfessionen und Landwirte vertreten war. Die Beratungen endeten mit der Wahl eines Ausschusses, der die Wünsche der Wenden in Schulfragen prüfen und weiterbehandeln soll. Aber ich bezweifle, daß mit dem Nachgeben in kulturellen Fragen, die, wie früher angedeutet, nur eine Nebenrolle spielen, den Gefahren, die die Wendenbewegung birgt, begegnet werden kann. Der Sturmböck Barth will politische Selbständigkeit der Wendei und wird sich durch alle kulturellen Zugeständnisse nichts davon abhandeln lassen. Sind erst, wie er zu erreichen hofft, ständige Vertreter der Wenden bei der Friedenskonferenz zugelassen, so wird der Verlust dieses Landstriches für Deutschland kaum mehr abwendbar sein (sei es nun, daß Tschechien nach dem abgespaltenen Ländchen greift oder daß ein selbständiger kleiner Nationalstaat entsteht, der doch bald in tschechischem Fahrwasser schwimmen wird). Ein Protest des Reiches gegen die Zulassung würde ungehört verhallen. Nein, bei den Wenden selbst muß eine Gegenarbeit einsetzen, die vor politischen Zugeständnissen nicht zurückschreckt. Kein Zweifel, daß es noch Lösungen der sehr eckigen und stacheligen Frage gibt, die zu einer Befriedigung der Wenden im Rahmen der deutschen Reichszugehörigkeit führen. Welcher Weg da der richtigste und gangbarste ist, ob es gilt, sächsische Landesteile zu Preußen oder preußische zu Sachsen zu schlagen und aus der neuen Zusammenfassung einen preußischen Kreis oder eine sächsische Kreishauptmannschaft mit vorwiegend wendischer Beamtenschaft oder endlich einen neuen kleinen Staat zu schaffen, der aber dem Reiche angehört, das zu ermitteln und herauszuarbeiten, sollte keine Anstrengung unterlassen werden. Und einer Tatsache sei der deutsche Beamte dabei eingedenk: die Maulwürfe Barth und Brühl graben und graben weiter, es ist Gefahr im Verzuge!

Um wieviel Menschen handelt es sich dabei eigentlich? — wird man fragen. Die Antwort darauf ist zugleich Verneinung der Berechtigung aller wendischen Selbständigkeitswünsche. Denn es sind höchstens 84 000 Menschen in ganz Deutschland (Ober- und Niederlausitz), die das Wendische als Muttersprache haben. Diese verteilen sich ungefähr je zur Hälfte auf Preußen und Sachsen; die Kreishauptmannschaft Bautzen mit etwa 40 000 ist am dichtesten mit Wenden besiedelt. Wenn die Wendenführer eine Viertelmillion Wenden angeben, so ist das propagandistischer Trug; sie zählen dabei alle möglichen Sachsen und Preußen mit, die nur irgendwie wendischer Abkunft sind, ohne dabei ein Wort wendisch sprechen zu können. Unter den 299 Landgemeinden des gemeinhin als Wendei bezeichneten Gebiets haben nicht weniger als 187 eine der Mehrzahl nach deutsche Bevölkerung, und unter den übrigen ist kaum ein Duzend als rein wendisch anzusprechen. Von einer wirtschaftlichen Selbständigkeit des Wendenlandes kann — das verhehlen sich Barth und der Nationalausschuß selbst nicht — vollends keine Rede sein.

So sehen die Fundamente aus, auf denen Barth und Konforten den wendischen Nationalstaat errichten wollen!

* * *

Seltame Fronie der Namen: der derzeitige Vorsitzende des von Deutschland fortstrebenden wendischen Nationalausschusses heißt Deutschmann (so wie sich Preuß der Mann nennt, der Preußen zerschlagen will). Unter seinem Vorsitz verlief der große Wendentag mit Barths Bericht in den Bauzener Kronensälen äußerlich völlig ruhig. Nur an der Überfüllung der Gasthöfe und an den auf Straße und Plätzen aufgefahrenen Wagen konnte man erkennen, daß viel Landvolk in die alte Stadt hereingekommen war. Diese selbst sieht dem Schauspiel des wendischen Buhlens um die Gunst unserer Feinde mit sehr gemischten Gefühlen zu. Zwar würde Bauzen eine Hauptstadt werden, wenn auch nur eine Hauptstadt im Oktav- oder Duodezformat. Aber Bauzen ist ganz deutsch-gesinnt, von den 30 Prozent Wenden, die zu seiner Bevölkerung gehören, merkt man nichts, kaum, daß man einige wendische Aufschriften an Läden und Kaffeehäusern entdeckt, die sicher nicht der wendischen Bauzener wegen da sind, sondern eine Konzession an die Landbevölkerung darstellen, und wenn man auf den Straßen wendisch sprechen hört, so handelt es sich gewiß um Bauern und nicht um Bürger der Stadt. Zwar eine Straße nennt sich Troskystraße, was schon beinahe bedrohlich slawisch und östlich klingt, aber es stellt sich heraus, daß sie nach einem harmlosen sächsischen General benannt ist. Zwei bürgerliche Blätter und ein gemäßigtes sozialistisches arbeiten den wendischen Lösungsbestrebungen entgegen, und die in wendischer Sprache erscheinenden Zeitungen, zwei an der Zahl, mit wendisch-nationalistischer Tendenz, sollen in der Stadt nur wenig gelesen werden. Nein, das gute Bauzen ist deutsch und sächsisch gesinnt, es will von Barth, Bryl, Deutschmann und ihren Getreuen nicht viel wissen. Es hat kürzlich einen „Ausschuß sachsentreuer Wenden“ ins Leben gerufen, dem hoffentlich seitens der amtlichen Stellen bald die verdiente Unterstützung zuteil werden wird.

Es wäre ewig schade um das fruchtbare wendische Land, wenn es fremder Zunge und fremder Wesensart untertan würde. Es wäre mehr noch schade um diese schöne alte Stadt.

Ein Kind leert einen Spielzeugkasten voll Häusern, Bäumen und Türmen, sehr viel Türmen vor allem auf einen grünen Berg aus und schiebt den ganzen Haufen dicht zusammen und ineinander. So sieht Bauzen aus, so liegt es auf seiner Höhe über dem eilenden Wasser. Feste Mauern, freundlich von der matten Winterfarbe der Gartensträucher und Rasenflächen abgelöst, gürten diese ausgeleerte Spielzeugschachtel nach der Flußseite hin, halten mit herrischer Geste den gefährlich wilden Anlauf ihrer Häuser und Türme vor dem Steilabfall des schmalen Tales auf. Ein enggebautes altes Barockschloß mit schönen vielstängigen Giebeln schaut, hoch über dem eingerissenen Grunde, auf einen verträumten grünen Innenhof. Von der anderen Seite her schreiben starke Felsblöcke, grau und rostbraun mit eingesprengten Quarzlichtern, dem Wasser seinen gewundenen Weg vor, und ein Kirchhof mit Steingemäuer und gelber Kapelle liegt im Höhenwind, den roten Dächern des ragenden Schloßkapitols gegenüber. Schön ist das alles, malerisch schön und von jener efeuüberbrannten romantischen Reden- und Wehrhaftigkeit, die uns zwar noch aus Ahlands Balladen klingt, dem Deutschen von heute aber im Alltag seiner völkischen Not wie unter schweren Marmorplatten eingesargt ruht. Jedoch selbst in diesem Bilde nach Spitzweg- oder Schwind-Manier hat der Mammonismus steil und feil sein Wahrzeichen aufgerichtet: unten, wo das Wasser über ein steinernes Wehr rauscht, stehen zwei hohe Fabrikshornsteine wie Dornen ins Auge. Vor dem alten düsteren Massivloß des Rathauses, das an die Mairien französischer Kleinstädte erinnert, und auf dem langen, bergan steigenden Platz zu Füßen des Reichturmes, der wie ein verirrter Campanile in den matten Vorfrühlingshimmel Deutschlands ragt, lärmt und feilscht der Markttag. Da werden Gemüse und matschmedende kleine Saugenenlager ist noch in Bauzen, dessen Inassen eine fast unbeschränkte Ausgeherlaubnis zu genießen scheinen. Außen herum ist bergiges Land, viel mehr

Berge und viel mehr Land, als man zu glauben geneigt war beim Anblick der Karte, auf der es so ausschaut, als biete die Gegend gar keinen Platz für Wiesen, Wald und Acker vor lauter dichtgedrängten Siedlungen. Schönes Land, schöne alte Stadt.

Eine schmale Fahrbrücke ist über den Talgrund gelegt, die noch unverändert „Kronprinzenbrücke“ heißt. Hier stehst du im leisen Rinnen des Regens und siehst auf das alte Stadtbild, das Erinnerungen an Couch-le-Chateau, an Wimpfen am Neckar, an Heidelberg und an burgundische Burgen weckt, die du lang vor dem Kriege einmal sahst. Und plötzlich fühlst du beim Anblick dieses feinen und guten Stückes Mittelalters, das seine verwinkelten Mauern und kühnen Türme so malerisch an das eilende Wasser gestellt hat, wie einen schmerzhaften Riß den Gedanken, dies alles könnte bei mangelnder Wachsamkeit dem Deutschtum verloren gehen. Dem Gedanken aber entspringen heiße Auflehnung und Wunsch und Mahnung an alle, die hier als Wächter stehen und stehen können: die Wendei ist nur ein kleines unter allen deutschen Völkern, aber wahrlich nicht der letzten und schlechtesten eines! Sorgt, daß sie uns erhalten bleibe!



Zur masurischen Frage

Von f. Rauch



ie großpolnische Propaganda unter den preußischen Masuren setzte schon vor Jahrzehnten einerseits mit dem Auskauf von deutschem und masurischem Grundbesitz namentlich in den nach Westen zu gelegenen Kreisen, andererseits mit der völkischen Beeinflussung der Einwohner ein. Ein polnisch-katholischer Pfarrer mit dem urdeutschen Namen Wolschläger — er selbst schreibt ihn Wolszlegier — gründete in Byk eine polnische Zeitung, die Gazeta Ludowa mit dem Sonntagsblatt Ewangelik (d. h. „der Evangelische“), sicherlich aber nicht zu dem Zwecke, die evangelischen Masuren in ihrem von den Vätern ererbten Glauben zu befestigen. Der für Preußen-Deutschland unglückliche Ausgang des großen Krieges soll die Polen auch hinsichtlich Masurens an ihr Ziel bringen. Sie strecken dabei ihre begehrlischen Hände nach Gebieten aus, die niemals einen Teil irgend eines polnischen Staatswesens gebildet haben und deren Bevölkerung nur noch durch sprachliche Rückstände an ihre ursprüngliche Herkunft erinnert wird.

Zu Beginn unserer Zeitrechnung saßen an Südufer des baltischen Meeres, etwa vom frischen Haff ostwärts, die Aethier, deren Überbleibsel noch im Stamme der Esthen in die Gegenwart hineinreichen. Das Land südlich von ihnen nahmen zwischen Weichsel und Memel gotische Stämme (westlich die Burgunden, östlich die Longobarden) ein, denen sich an der Memel und östlich davon lettische Völkerschaften (Litauer) angeschlossen. Als Burgunden und Longobarden sich neue Wohnsitze suchten, verbanden sich mit den zurückgebliebenen Germanen die nachdringenden Letten. Aus ihrem Gemisch, befruchtet durch erneute Zuführung gotischen Blutes aus Scandinavien, entstand das stehltige Pruzzenvolk etwa zwischen Weichsel und Alle. Jenseits derselben berührte es sich mit den Litauern. Die Südostecke des heutigen Ostpreußen bis hin zur Memel bewohnten die stammverwandten Sudauer, in denen das litauische Element stärker wie das germanische gewesen zu sein scheint, während an den großen masurischen Seen und am Südbahange des preußischen Höhenzugs zwischen Biffel und Amuleff die Galinder saßen, deren germanisch-lettisches Volkstum schon frühzeitig durch Einwanderung einen leichten polnischen Einschlag erhalten zu haben scheint. Doch zeigen die Gräberfunde aus galindischer Zeit (u. a. Kullabrücke 1915) auch hier das entschiedene Überwiegen des germanischen Elements.